

Die Neue Welt

Nr. 8

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

Lebt er oder ist er todt?

Humoreske von Mark Twain.

Aus dem Englischen übersezt von Clara Schmidt.

Ich brachte den Monat März 1892 in Mentone an der Riviera zu. In diesem zurückgezogenen Ort genießt man alle Vortheile der Natur privatim, die man in Monte Carlo und Nizza, einige Meilen weiter, nur in der Oeffentlichkeit zu sehen bekommt. Ich meine damit, man erfreut sich an dem strahlenden Sonnenschein, der balsamischen Luft und dem leuchtenden, blauen Meere, ohne die störende Zugabe der bewußten Löwen und Löwinnen der Saison, mit ihrer albernen Kofetterie und dem Tam-Tam-Schlagen der großen Welt. Mentone ist ruhig, einfach, bescheiden. Die Reichen und Glänzenwollenden kommen nicht hierher: im Allgemeinen meine ich. Hin und wieder nur steht man einen reichen Mann, und mit einem solchen wurde ich hier bekannt. Um ihn unkenntlich zu machen, will ich ihn Smith nennen. Eines Tages, im Hôtel des Anglais beim zweiten Frühstück, rief er mir plötzlich zu: „Schnell! Sehen Sie sich den Mann an, der eben aus der Thür geht. Betrachten Sie ihn ganz genau.“

„Warum?“

„Wissen Sie, wer er ist?“

„Ja. Er war schon einige Tage hier, ehe Sie kamen. Es ist ein alter, sehr reicher Seidenfabrikant aus Lyon, der sich von seinem Geschäft zurückgezogen hat, wurde mir gesagt, und ich glaube, er steht allein in der Welt, denn er sieht immer so traurig und träumerisch aus und spricht mit keinem Menschen. Sein Name ist Theophile Magnan.“

Ich vernuthete, daß Smith jetzt fortfahren würde, sein großes Interesse, das er Monsieur Magnan gezeigt hatte, zu rechtfertigen, aber statt dessen versiel er in tiefes Sinnen und hatte augenscheinlich mich und die ganze Welt für einige Minuten vergessen. Von Zeit zu Zeit ließ er seine Fingerringe durch sein buschiges, weißes Haar gleiten, wie um seinen Gedanken nachzuhelfen, während er sein Frühstück kalt werden ließ. Endlich sagte er: „Nein, ich hab's vergessen; ich kann mich nicht mehr darauf besinnen.“

„Auf was können Sie sich nicht besinnen?“

„Es ist eine von Anderens wundervollen Geschichten. Aber sie ist mir entschwunden. Ein Theil davon ist ungefähr so:

Ein Kind hat einen Vogel im Bauer, den es liebt, aber gedankenlos vernachlässigt. Der Vogel singt seine schönsten Lieder ungehört und unbeachtet; aber bald befällt das Thier Hunger und Durst, und seine Lieder werden schwach und schmerzlich, endlich verstummen sie ganz — der Vogel stirbt. Das Kind kommt und die bitterste Nene überfällt es; dann mit heftigen Thränen und Wehklagen ruft es seine Spielkameraden, und sie begraben den Vogel

mit großem Schmerz und vielen Feierlichkeiten, ohne zu ahnen, die armen Dinger, daß nicht nur Kinder ihre schönsten Singvögel verhungern lassen und dann für ihr Begräbniß und Denksteine so viel ansetzen, daß es genug gewesen wäre, sie damit am Leben zu erhalten und es ihnen bequem und freundlich zu gestalten. Nun —“

Doch hier wurden wir unterbrochen. Diesen Abend gegen zehn Uhr begegnete mir Smith; er bat mich, mit ihm auf sein Zimmer zu kommen und ihm bei einer Zigarre und einem starken Punsch Gesellschaft zu leisten. Es war ein trauliches Plätzchen, mit bequemen Stühlen, hell leuchtenden Lampen und einem hellen, freundlichen Olivenholz-Feuer. Um das Ganze vollkommen zu machen, klang deutlich der dumpfe Wellenschlag des Meeres zu uns herüber. Nach dem zweiten Glase und vielem lässigen, angenehmen Geplauder sagte Smith: „Nun sind wir in der richtigen Stimmung — ich, um eine kuriose Geschichte zu erzählen, und Sie, um sie zu hören. Es war viele Jahre lang ein Geheimniß zwischen mir und drei Anderen; aber ich will das Siegel jetzt brechen: Sagen Sie bequem?“

„Vollkommen. Fahren Sie fort.“

Hier folgt, was er mir erzählte:

Vor langer Zeit war ich ein junger Künstler — in der That ein sehr junger Künstler; ich wanderte in den kleinen Ortschaften Frankreichs umher, einmal hier skizzierend und einmal dort, und durch Zufall gesellten sich zwei junge, famose Franzosen zu mir, die dasselbe Handwerk trieben. Wir waren ebenso glücklich wie arm, oder so arm wie glücklich, legen Sie sich nach Ihrem Geschmack zurecht. Claude Frère und Karl Boulanger, das sind die Namen jener Jungen, prächtige, famose Menschen und die sonnigsten Geister, die je in ihrer Armut lachten. Es war eine herrliche, schöne Zeit in allen Wettern.

Doch plötzlich in Breton, einem Dorfe, waren wir auf unseres Beutels Grund gerathen und ein Künstler, ebenso arm wie wir, kam uns zu Hülfe und rettete uns buchstäblich vor dem Verhungern — Francois Millet —

„Was! Der große Francois Millet?“

„Groß? Er war nicht größer als wir damals waren. Er hatte nicht den geringsten Namen, sogar nicht in seinem eigenen Dorfe, und er war so arm, daß er nichts Anderes hatte, uns zu sättigen, als Rüben, und sogar diese fehlten uns manchmal. Wir vier wurden große Freunde, zärtliche, unzerrennliche Freunde. Wir malten zusammen aus allen Kräften; häuften Stöße auf Stöße, aber wurden selten etwas davon los. Wir hatten wundervolle Zeiten zusammen; aber, o weh! wie waren wir manchmal in der Klemme!

So ging es ungefähr etwas über zwei Jahre. Da sagte Claude eines Tages zu uns: „Jungens, wir sind am Ende. Versteht Ihr das? — Vollständig am Ende. Jedermann verweigert, zu pumpen

— sie haben ein Bündniß gegen uns geschlossen. Ich bin im ganzen Dorfe herumgegangen, und es ist so, wie ich Euch sage. Sie geben uns nicht mehr für einen Pfennig Kredit, bevor nicht alle die Kleinigkeiten bezahlt sind.“

Das machte uns sprachlos. Jedes Gesicht war starr vor Schrecken. Wir kamen zu der Ueberzeugung, daß unsere Verhältnisse jetzt ganz verzweifelte wären. Es entstand ein langes Stillschweigen.

Endlich sagte Millet mit einem Seufzer: „Es fällt mir nichts ein — garnichts. Schlagt irgend was vor, Jungens!“

Kein Mensch erwiderte etwas, nur ein trauriges Schweigen war die Antwort. Karl stand auf und ging eine Weile nervös auf und ab, dann sagte er: „'s ist 'ne Schande! Seht diese Leinwänden: da liegen Stöße von ebenso guten Bildern, wie sie sonst wo in Europa gemalt werden — ich frage nicht darnach, wem's ist. Ja, und eine Menge faullenzender Fremder haben dasselbe gesagt — na, oder beinahe dasselbe; nun —“

„Aber kaufst nichts,“ sagte Millet.

„Das schadet nichts, aber sie sagten es: und 's is wahr dazu. Da sieh Deinen Angelus hier; kann Jemand mir sagen —“

„Bah, Karl, mein Angelus! Sie haben mir fünf Francs dafür geboten.“

„Wann?“

„Wer hat Dir's geboten?“

„Wo ist er?“

„Warum hast Du es nicht genommen?“

„Was denn? — spricht nicht Alle auf einmal. Ich dachte, er würde mehr geben — ich war ganz sicher — er sah so aus — und da verlangte ich acht.“

„Er sagte, er würde wiederkommen.“

„Blitz und Donner!“ Warum Francois — „O, ich weiß, ich weiß! es war Unrecht, und ich war ein Narr. Jungens, ich meinte es gut; Ihr werdet mir das glauben, und ich —“

„Nun, natürlich, das wissen wir, Herzensbruder; aber sei nicht noch einmal so ein Narr!“

„Ich? Ich wünschte, es würde Jemand kommen und uns eine Rübe dafür bieten — Ihr würdet sehen!“

„Eine Rübe! O, sprich nicht davon, das Wasser im Munde läuft mir zusammen. Sprich von weniger verführerischen Sachen.“

„Jungens“, sagte Karl, „sind diese Bilder ohne Verdienst? Beantwortet mir das.“

„Nein!“

„Sind sie nicht von sehr großem, hohem Verdienst? Beantwortet mir das.“

„Ja!“

„Von so großem und hohem Verdienst, daß, wenn ein berühmter Name damit verbunden wäre, sie zu großartigen Preisen verkauft würden. Ist's nicht so?“

„Sicherlich ist es so. Niemand bezweifelt das.“

„Aber — ich mache keinen Spaß — ist's nicht so?“

„Nun, natürlich ist es so — und wir machen auch keinen Spaß. Aber was willst Du damit?“

„Was giebt's? Was geht uns das an?“

„Weil es so ist, werden wir ihnen einen berühmten Namen geben!“

Keiner sprach ein Wort. Aller Gesichter waren fragend auf Karl gerichtet. Was für ein Räthsel mag das sein? Wo sollte man einen berühmten Namen borgen? Und wer wird ihn borgen?“

Karl ließ sich nieder und sagte: „Nun, ich habe Euch eine vollkommen ernste Sache vorzuschlagen. Ich glaube, es ist der einzige Weg, uns vor dem Armenhause zu retten, und ich bin fest überzeugt, es ist ein sicherer Weg. Ich gründe meine Meinung auf vielfache und festgestellte Thatsachen in der menschlichen Geschichte. Ich glaube, mein Vorschlag wird uns Alle reich machen.“

„Reich? Du hast Deinen Verstand verloren.“

„Nein, ich hab' nicht.“

„Ja, Du hast — Du hast Deinen Verstand verloren.“

„Was neunst Du reich?“

„Hunderttausend Francs auf Jeden!“

„Er hat seinen Verstand verloren. Ich wußte es.“

„Ja, er hat! Die Entbehrungen sind zu viel für Dich gewesen und —“

„Karl, Du mußt eine Bille nehmen und direkt zu Bett gehen!“

„Macht ihm erst einen Umschlag — bindet ihm seinen Kopf ein und dann —“

„Nein, bindet seine Fersen; sein Kopf ist schon seit einigen Wochen nicht richtig — ich hab's bemerkt.“

„Seid still!“ sagte Millet mit scheinbarer Strenge, „und laßt den Jungen sagen, was er zu sagen hat. Na, nun komm heraus mit Deinem Projekte, Karl. Was ist's?“

„Zur Einleitung möchte ich folgende Thatsache aus der menschlichen Geschichte feststellen, nämlich: daß das Verdienst vieler großer Künstler nicht eher anerkannt wurde, bis dieselben verhungert waren und starben. Das ist so oft passiert, daß ich so kühn bin, ein Gesetz darauf zu gründen. Dieses Gesetz ist, daß das Verdienst jedes großen, unbekannt und vernachlässigten Künstlers nach seinem Tode anerkannt werden muß und wird und seine Bilder dann einen hohen Preis erzielen. Mein Projekt ist also das: Wir müssen Loose ziehen, Einer von uns muß sterben!“

Die Bemerkung fiel so ruhig und unerwartet, daß wir beinahe vergaßen, aufzuspringen.

Dann folgte noch einmal ein wilder Ausbruch von Rathschlägen medizinischer Art, Karls Geisteszustand betreffend, aber er wartete ruhig, bis sich die Heiterkeit etwas gelegt hatte, dann fuhr er mit seinem Projekte fort:

„Ja, Einer von uns muß sterben, um die Anderen zu retten — und sich selbst. Wir wollen Loose ziehen. Der Eine, welcher das Loos gezogen hat, soll berühmt werden und wir Alle reich. Seid doch still jetzt — seid still; unterbrecht mich nicht, ich sage Euch, ich weiß, was ich will. Da habt Ihr meine Idee. Während der nächsten drei Monate soll Derjenige, welcher sterben muß, malen, was das Jeng hält und seinen Borrath so viel als möglich vergrößern — keine Bilder, o nein! Entwürfe, Studien, Theile von Studien, ein Duzend Pinselstriche an jedem — bedeutungslos natürlich, aber von ihm, mit seinem Namen darauf; er mache fünfzig am Tage, aber jedes muß eine von seinen Eigenthümlichkeiten und seiner Manier enthalten, leicht erkennbar als die seinige. Derartige Sachen verkaufen sich, wißt Ihr, sie werden zu fabelhaften Preisen für die Museen der Welt gesammelt, nachdem der Mann todt ist; wir wollen sie in die Mode bringen! Und während der ganzen Zeit müssen wir Anderen beschäftigt sein, die Kränklichkeit des Mannes in der Welt zu verbreiten, Paris und die Händler aufmerksam machen — Alles Vorbereitungen zur kommenden Katastrophe, wißt Ihr. Wenn Alles in vollem Gange ist, sprengen wir die Nachricht von seinem Tode unter sie und machen ein richtiges Ereigniß. Habt Ihr mich jetzt verstanden?“

„N — ein; zum Mindesten nicht ga — —“

„Nicht ganz? Nun, seht Ihr nicht? Der Mann stirbt nicht wirklich; er wechselt seinen Namen und verschwindet; wir begraben eine Puppe und weinen dabei, und die ganze Welt hilft uns. Und ich —“

Aber er konnte nicht beenden. Alle brachen in ein schallendes Hurrah aus, sprangen auf, rannten im Zimmer herum und fielen einander in freudiger Verzückung um den Hals.

Stundenlang besprachen wir den großartigen Plan, ohne hungrig zu werden, und zuletzt, nachdem alle Einzelheiten zur Zufriedenheit arrangirt waren, zogen wir Loose, und Millet war der Ausgewählte — auserwählt, zu sterben, wie wir es nannten. Darauf suchten wir alle jene Dinge zusammen, von denen man erst dann scheidet, wenn man sie für späteren kommenden Reichtum einzusehen hofft — Andenken, Tändeleien und dergleichen — dieses verfesten wir und hatten gerade genug, um uns ein bescheidenes Abschieds-Souper und Frühstück zu ermöglichen, ein paar Francs für die Reise übrig zu behalten, ein Bündel Nüssen zu kaufen und eine Kleinigkeit für Millet, um einige Tage leben zu können.

Den nächsten Morgen, in aller Frühe, gleich nach dem Frühstück, machten wir Drei uns auf den Weg, natürlich zu Fuß, Jeder von uns ein Duzend von Millet's Bildern tragend, mit der Absicht, sie feil zu halten.

Karl ging nach Paris, wo er sich vorgenommen hatte, zuerst Millet's Ruhm aufzubauen und Alles für den kommenden großen Tag vorzubereiten. Claude und ich sollten uns trennen und über Frankreich zerstreuen.

Nun, es wird Sie überraschen, zu hören, wie leicht und bequem die Sache ging. Ich wanderte zwei Tage herum, ehe ich mein Geschäft begann. Dann fing ich an, eine Villa an der Peripherie einer großen Stadt zu zeichnen, weil ich den Eigenthümer an einer oberen Veranda stehen sah. Er kam herunter, mir zuzusehen — ich dachte mirs, daß er es thun würde.

Ich arbeitete schnell, weil ich beabsichtigte, sein Interesse wach zu halten. Gelegentlich feuerte er einige kleine Ausrufe der Anerkennung ab, und nach und nach wurde er ganz enthusiastisch und sagte, ich wäre ein Meister.

Ich legte meinen Pinsel weg, griff in meine Mappe und holte einen Millet heraus; indem ich auf den Namen in der Ecke zeigte, sagte ich stolz: „Ich setze voraus, daß Sie das kennen? Nun, er war mein Lehrer! Ich sollte meinen, daß ich mein Handwerk verstehen muß!“

Der Mann schwieg, ganz schuldig und verwirrt aussehend.

Ich sagte traurig: „Sie wollen doch nicht vorgeben, die Chiffre Francois Millet's nicht zu kennen?“

Natürlich kannte er sie nicht; aber es war der dankbarste Mensch, den man je gesehen, dafür, daß es ihm so leicht gemacht wurde, sich aus einer unbequemen Situation zu ziehen.

Er sagte: „Mein, was Sie da sagen! Das ist ein Millet? Wahrhaftig! Ich weiß nicht, woran ich eigentlich dachte. Natürlich besinn' ich mich darauf.“

Das Nächste war, daß er das Bild kaufen wollte; aber ich sagte, daß, obgleich ich nicht reich sei, ich doch nicht so arm wäre. Trotzdem ließ ich es ihm zuletzt für achthundert Francs haben.

„Achthundert!“

Ja, Millet würde es für eine Schweinskarbonade verkauft haben. Und ich bekam achthundert Francs für das kleine Ding. Ich wünschte, ich könnte es zurückbekommen für achtaufend. Aber die Zeit ist vorbei. Ich machte ein sehr hübsches Bild von dem Hause des Mannes und wollte es ihm für zehn Francs anbieten, aber das war nichts. Da er erfahren hatte, daß ich der Schüler eines solchen Meisters war, so verkaufte ich es ihm für hundert. Ich sandte die achthundert Francs noch von dieser Stadt aus direkt an Millet und zog den nächsten Tag wieder weiter.

Aber ich ging nicht zu Fuß — nein. Ich fuhr. Ich bin seitdem immer gefahren. Ich verkaufte

jeden Tag ein Bild, und versuchte nie zwei los zu werden. Ich sagte immer zu meinen Kunden —

„Ich bin ein Narr, Bilder von Francois Millet überhaupt zu verkaufen, denn der Mann lebt keine drei Monate mehr, und wenn er gestorben ist, werden seine Bilder nicht für Geld und gute Worte zu haben sein.“

Ich that Alles, was ich konnte, diese Sache so weit als möglich zu verbreiten, um die Welt auf das Ereigniß vorzubereiten. Ich muß mir auch etwas bei der Sache zu Gute halten, denn unser Plan, die Bilder zu verkaufen — war der meine. Ich schlug es vor, als wir den letzten Abend über unserem Feldzugsplan brüteten, und wir kamen alle Drei überein, daß es versucht werden sollte, ehe wir etwas Anderes angingen. Es ist uns Allen geglückt. Ich ging nur zwei Tage zu Fuß, Claude auch zwei, denn wir fürchteten Beide, Millet zu nahe bei seiner Heimath berühmt zu machen. Aber Karl lief nur einen halben Tag, der schlaue, gewissenlose Hallunke, von da an reiste er wie ein Herzog.

Sin und wieder setzten wir uns mit einem kleinen Verleger in Verbindung und brachten einen Artikel in die Presse. Der Artikel kündigte nicht die Entdeckung eines neuen Malers an, sondern es ging daraus hervor, daß Jedermann Francois Millet kannte; er wurde in keiner Weise gelobt, sondern es war nichts weiter als ein Wort über den gegenwärtigen Zustand des „Meisters“, das manchmal hoffnungsvoll, manchmal zweifelnd ausfiel, aber immer mit einer Färbung, die das Schlimmste vermuthen ließ, endete. Wir unterstrichen stets diese Stellen und schickten sie den Leuten, die Bilder von uns gekauft hatten.

Karl war bald in Paris und betrieb die Sache im großen Stil. Er befreundete sich mit einem Korrespondenten und verbreitete die Nachricht, Millet's Zustand betreffend, über England, den ganzen Kontinent, Amerika, kurz aller Orten.

Sechs Wochen nach unserem Auszuge trafen wir Drei uns in Paris, machten ein Weile Halt, und ließen uns von Millet einen Borrath neuer Bilder kommen. Das Geschäft ging jetzt so gut und Alles war so vorbereitet, daß wir sahen, es würde ein unverzeihlicher Fehler sein, jetzt nicht ohne Besinnen loszuschlagen. Darum schrieben wir Millet, er solle zu Bett gehen und so schnell als möglich dahinsiechen, denn wir möchten gern, daß er in zehn Tagen stürbe, wenn er bis dahin damit fertig würde.

Dann rechneten wir zusammen und fanden, daß wir Drei fünfundachtzig kleine Bilder und Studien verkauft hatten, und sechsundneunzigtausend Francs dafür aufzeigen konnten. Karl hatte den letzten und brillantesten Verkauf von Allen gemacht. Er verkaufte den „Angelus“ für zweitausendzweihundert Francs. Wie wir ihn verherrlichten! — nicht ahnend, daß der Tag kam, an dem Frankreich um seinen Besitz kämpfen, aber ein Fremder sich fünfmalhunderttausend Francs erobern würde.

Diesen Abend hielten wir ein großartiges Champagner-souper ab und den nächsten Tag machten sich Claude und ich auf, Millet in seinen letzten Tagen zu pflegen und unbequeme Schnüffler vom Hause zu halten. Bulleins wurden täglich an Karl nach Paris zur Veröffentlichung an die verschiedenartigsten in- und ausländischen Blätter geschickt. Das traurige Ereigniß trat schließlich ein, und Karl war zur Zeit da, um uns bei der Erfüllung der letzten traurigen Ceremonien behilflich zu sein. Sie erinnern sich des großartigen Begräbnisses, und was es für ein Aufsehen machte auf dem ganzen Erdenrund, und wie die Größen beider Welten kamen, um ihre Trauer auszudrücken.

Wir Bier — immer noch unzertrennlich — trugen den Sarg und erlaubten Niemand, uns zu helfen. Nun, wir thaten recht daran, denn es war nur eine Wachspuppe darin, und alle professionirten Sargträger würden sich über das Gewicht beschwert haben. Ja, wir Bier, die einstmals Noth und Entbehrungen zusammen getheilt hatten, trugen den Sa —

„Welche Bier?“

Wir Bier — denn Millet half mit, seinen eigenen Sarg zu tragen. Unkenntlich gemacht, natür-

sich. Soweit unkenntlich gemacht, daß man ihn für einen Verwandten — einen entfernten Verwandten hielt.

„Erstarrlich!“

Aber wahr, trotz alledem. Nun, Sie erinnern sich, wie die Bilder gingen. Geld? Wir wußten nicht, was damit anfangen. In Paris lebt ein Mann, der siebzig von Millet's Bildern besitzt. Er bezahlte uns zwei Millionen Francs dafür. Und erst die Haufen Entwürfe und Studien, die Millet zusammenschuferte, als wir unterwegs waren, nun, Sie würden erstaunen, wenn Sie wüßten, für was für einen Preis wir die heute verkaufen, d. h. wenn wir uns überhaupt entschließen, etwas fahren zu lassen.

„Es ist eine wunderbare Geschichte, wahrhaftig wunderbar!“

Ja — es ist beinahe so.

„Ja, aber was wurde aus Millet?“

Können Sie ein Geheimniß bewahren?

„Ich kann.“

Erinnern Sie sich des Mannes, auf welchen ich Sie heut im Speisezimmer aufmerksam machte? Das war Francois Millet.

„Der Große —“

Scott! Ja. Für diesmal kamen sie nicht dazu, das Genie verhungern zu lassen, und den Lohn, den es selbst hätte haben müssen, Anderen in die Tasche zu stecken. Diesem Singvogel war es erspart, sein Herz umgehört zu verbluten, und dann mit dem kalten Pomp eines großartigen Leichenbegängnisses bezahlt zu werden. Wir haben uns besser vorgeesehen.



Spielkinder.

Roman von Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

Ich war im ersten Augenblick so erschrocken, daß ich sie beinahe mit Füßen gestoßen hätte. Dann ließ ich es aber über mich, wie etwas Unangenehmes, doch Unabwendbares, ergehen.

Und sie wollte garnicht aufhören. Immer und immer wieder bedeckte sie mein Gesicht mit Küffen, preßte ihren Mund auf den meinen, daß mir fast der Athem verging, und biß mich endlich derart in die Oberlippe, daß ich laut aufschrie. Da erst ließ sie mich los und warf sich athemlos gegen die Banklehne zurück.

Um ihre Mundwinkel spielte ein lebensfrohes Lachen, ihre Augen leuchteten, als ob sie trunken wäre; mir war brühheiß, in mir kochte es. Ich preßte die Zähne aufeinander. Ein neues, mir vollends unerklärliches Gefühl überkam mich.

Da sprang ich auf, als ob ich etwas Böses gethan hätte.

„Ich muß nach Hause, Lies!“

„Jetzt schon?“

„Ja, Papa wartet —“, das war eine Lüge.

„Dast Du für mich gar keine Zeit mehr?“

Sie hatte den Kopf nach vorn geneigt, während die Augen groß und bittend geradeaus sahen.

„Nein, Lies.“ Das war wieder ein Lüge, eine Nothlüge; denn ich fürchtete mich plötzlich vor mir selber.

„Ich will aber, Du sollst bei mir bleiben!“ und sie stampfte mit dem Fuße — „ich — ich — hab Dich lieb — so lieb —“ und wieder wollte sie meinen Kopf zwischen die Hände nehmen, aber ich riß mich los.

„Nein, nein, Lies, ich muß nach Hause, ich darf nicht länger bleiben!“

„Bleib doch noch bei mir!“ und sie drückte sich schmeichelnd an mich.

„Aber, Kind, es geht doch nicht!“

„Wenn ich jetzt ins Geschäft komme, sehe ich Dich garnicht mehr!“

„Wir werden uns schon öfter sehen, Lies, aber ich muß jetzt nach Hause!“

Ich war kaum noch Herr meiner selbst; so erregt war ich noch nie gewesen. Beim Neben würgte es mir im Hals und hämmerte mir in den Schläfen.

Vor den Augen schwirrten mir eine Unzahl schwarzer Punkte, welche wie Mücken auf und nieder tanzten.

„Adieu, Lies!“

Und ohne ihr die Hand zu geben, lief ich davon, so schnell mich meine Füße tragen konnten.

Als ich endlich daheim ankam, traf ich Mutter allein zu Haus. Die kleine, dicke Frau, saß mit einem Buch ganz betäubt am Tisch, sah sehr eifrig hinein als ich kam, bemerkte aber nicht, daß sie es verkehrt herum genommen hatte; sie blinzelte mit den vom Weinen gerötheten Schlägäugelchen und wischte sich ganz heimlich die Thränen, in ein sie that, als ob sie sich mit der Hand über die Stirn fuhr.

Was mußte da vorgefallen sein, daß Mutter weinte?

Ich wagte nicht, sie zu fragen, hoffte aber im Stillen, auch ohne Fragen den Grund ihrer Thränen zu erfahren.

Ich nahm mir ein Buch und setzte mich zu ihr. Ich merkte, wie Mutter mehrere Male zu reden beginnen wollte, sich aber stets schnell wieder beherrschte, mit den Mundwinkeln zuckte und schwieg.

Wohl erst nach einer Viertelstunde begann sie mit gepreßter Stimme.

„Georg?“

„Ja?“

„Kennst Du Onkel Karl?“

„Ja, natürlich!“

„Der will sich wieder verheirathen.“

„So?“

„Er hat sich schon verlobt.“

„Mit wem?“

Mutter wurde roth und schwieg.

„Kenne ich sie?“

„Ach, weißt Du, sie hat gar keinen guten Ruf, und das ist nicht recht von ihm, daß er sie heirathet, wo Agnes erst so kurze Zeit todt ist, und überhaupt ist sie — soll sie — na, sie hat eben keinen guten Ruf. — Sie war früher Schauspielerin, hat es aber dann aufgegeben, siehst Du —“

Mutter begann zu weinen.

„Und solch hergelaufenes — Weib — will mein Bruder — heirathen!“

„Und was sagt denn Ewald?“

„Ach, der arme Junge! Ganz krank ist er vor Aerger und Gram, und Szenen hat es da gegeben, Szenen! Beinahe geschlagen hätten sie sich, so sind sie aneinander gerathen. Vater und Sohn geschlagen! Ewald hat immerfort geschrien: Meine arme Mutter, meine arme Mutter! Und wenn Die kommt, die, die speie ich an!“

„Ist sie denn hübsch?“

„Ja, hübsch ist sie — sehr schön — aber weiter auch nichts,“ brach Mutter ärgerlich ab.

„Was muß sie denn sonst noch sein?“

„Das verstehst Du doch nicht, Du Guckindiewelt!“

Ich verstand das nicht? Ich war empört! Es hatte nicht viel gefehlt, und ich hätte ihr die ganze Geschichte von vorn erzählet.

„Brav muß sie sein und gut, so wie Tante Agnes war, ihren Mann sehr lieb haben muß sie, weißt Du — sehr lieb haben — und sich um Niemand sonst auf der Welt kümmern. Es giebt nämlich auch Frauen, die außer ihrem Mann noch einen anderen lieb haben,“ setzte Mutter zaghaft hinzu, als ob sie fürchtete, zuviel gesagt zu haben.

Ich erschrak! — Wenn sie auch noch einen Anderen außer mir lieb haben könnte!

Da hörte ich draußen ein Rascheln und dann den bekannten Schritt, Tapp — Tapp — Tapp — Tapp! Der arme Vater zog von seinem Schlaganfall immer noch den rechten Fuß nach.

Ich lief heraus, um ihm den Mantel abzunehmen. Vater kam herein. Er schien unwirsch, denn er begrüßte uns nicht einmal.

Mutter sah ihn ängstlich von der Seite an, bemühte sich, etwas Gleichgültiges zu fragen, sogar zu lächeln, ohne aber dabei ihn auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen.

„Nun, wie steht's?“

„Voransichtlich morgen wird es fertig!“ und sein Gesicht begann sich zu beleben.

Wir kannten dieses „morgen“ nur zu gut, aber dennoch schien Mutter plötzlich auch froher zu werden.

Wozu sollte sie auch einem armen, kranken Menschen Hoffnungen rauben.

„Weißt Du von Karl?“

„Ja, es ist Stablkatsch!“ Und Vaters Worte klangen gehässig, es lag eine Befriedigung darin, wie er sagte: „Das war auch die ärgste Dummheit, die er begehen konnte. Anstatt das in aller Stille abzumachen, da noch großartig Anzeigen schiden, wo man ihn und sie zusammen hier Jahrzehnte lang kennt!“

„Georg, geh raus!“

„In der nächsten Woche will er ja Hochzeit machen,“ hörte ich noch im Hinausgehen.

Ich ging in mein Zimmer. Es war dunkel darin. Das Fenster stand weit offen, und trotzdem mich fröstelte, lehnte ich mich doch hinaus und sah stumpf und zwecklos auf die nassen, glitzernden Pflastersteine des Hofes. Hinten stampfte die nimmermüde Fabrik und ihr Schornstein stieß ruckweise weißen Dampf in die Nacht, der sich schwer und schnell senkte, um sich dann mühsam und langsam wieder zu erheben.

Ganz unten im Keller zankte man sich wieder. Der Streit wurde heut leiser geführt, nur manchmal wurde ein besonders vollgewichtiges Schimpfwort mit aller Lungenkraft hervorgeschrien, so daß es die Wände gellend zurückwarf. Aus den Stüchen tönte Plaudern und Lachen der Dienstboten. Im Zimmer unter mir hörte ich Eugens taktmäßige Schritte. Er ging gleichmäßig, alle fünf Schritte wendend, man hörte es am Klang, auf und nieder und schien laut seine Aufgaben zu memoriren. Ja, ja, seine Mutter hatte auch gesagt, er solle fleißig sein.

Was mochte er denn nur arbeiten? Ich horchte auf, ob es mir möglich wäre, etwas zu verstehen.

„Wir haben uns zur Aufgabe gestellt — von Vorurtheilen — zu befreien — — — Wissen was ein Vorurtheil ist — der gebildete Republikaner — die Könige — als Herrscher, als Tyrannen — der Ungebildete — den Haß eines jeglichen Fürsten — — — und deshalb die Monarchen als Gesamtheit — — — einzelne zu achten — zu verehren, ja sogar zu — — — Ungebildete — blinden Eifer — — weiß eben nicht — Vertreter einer schlechten Sache — nicht immer schlechte Menschen — — — Gebildete — Urtheil — Ungebildete — Vorurtheil — zu Felde ziehen — Meinungen gebilligt werden — aufgeklärten Zeit — prachtvoll! — Ueberhaupt keinen Verein zu gründen — geistigen Werth — verachtet, verkannt — ausgestoßen, wie ein unreines Thier. — — — — — Freidenker — räudiges Schaf — — — denkende Menschen seib, oder wenigstens sein wollt — — — —“

Aergerlich warf ich das Fenster zu und ging zu Bett, trotzdem es noch nicht acht Uhr war. Im Dunkeln aber spitzte ich die Lippen und breitete sehnsüchtig die Arme aus, als ob ich Jemand umfangen wollte.

Lies sah ich die nächsten Tage nicht, obgleich ich wie ein Fuchs um ihren Bau herumtschlich. Möglich auch, daß sie schon im Geschäft war.

*

Eugen berief eine außerordentliche Versammlung des Vereins der Geistesbrüder, hielt jenen denkwürdigen Vortrag über Vorurtheile und Massenhäß und beantragte, eine Vereinstasse zu gründen, welche die Mittel zu gemeinsamen Landpartien bestreiten sollte.

Albert war für diesen Antrag. Er sagte, daß Geistesbrüder, unbedingt sozusagen, Landpartien machen müßten.

Walter meinte, daß erstens Landpartien nicht nothwendig, und zweitens er auch wohl garnicht hierzu von seiner Mama die Erlaubniß bekommen würde. Es passire jetzt so viel, und man lese soviel in den Zeitungen, daß Einem ordentlich angst und bange werden könne.

Ich sagte, daß es mir allein draußen am besten gefiele, und da entgegnete Eugen, daß ich wohl ein Nezer, aber kein Geistesbruder wäre. Es schien ihm überhaupt, als ob ich nicht mit voller Ueberzeugung dabei wäre.

Ich schwieg, um nicht beleidigend zu werden, ging aber bald fort.

Als ich die Treppe heraufkam, hörte ich die Stimme meiner Mutter.

„Ja, ja, ich komme, sofort, sofort. Ach Gott!“ und dann eilte ein Mädchen an mir vorüber.

Die kenne ich doch? Die habe ich doch einmal gesehen? Ach ja — in jener Nacht bei dem Aristokraten!

„Georg, setz Dir die Mütze auf und komm mit!“

Bis zu einem Mantel für mich hatten wir es immer noch nicht gebracht. Ich war schon abgerichtet, Allen, die es wissen wollten, zu sagen, ich hätte einen Mantel, es sei mir aber noch zu warm, um ihn anzuziehen.

„Denk Dir,“ begann Mutter, als wir auf der Straße waren, „Ewald ist ertrunken!“

„Ertrunken?!“

„Ja — Er hatte doch ein eigenes Boot — und — heute — früh — haben Schiffer seine Leiche — ins Haus gebracht. — Sein Boot hat man noch nicht gefunden.“

„Mutter! dann hat er sich ertränkt; sicher hat er sich ertränkt; denn er war doch Schwimmer.“

Mutter schwieg betroffen.

Wir gingen wohl zehn Minuten still nebeneinander her. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Der Vorfall begann meine Begriffe über Recht und Unrecht zu verwirren. Ich versuchte, mir darüber klar zu werden, ob Ewald richtig gehandelt hätte oder nicht, konnte aber zu keinem Schluß kommen.

Ich weiß nicht, wie es kam, ich erblickte nur stets das Eine vor mir: Diesen jungen Menschen in dem braunen Anzug, in dem ich ihn das letzte Mal gesehen hatte, grad wie damals, auf dem Polsterstuhl liegend, nur daß der Kopf herabhing und aus den Haaren Wasser troff. Ich schloß die Augen, um dem Bild zu entgehen, aber da sah ich es nur noch viel deutlicher vor mir, sah das ganze Zimmer, jeden Vorhang, jedes Stück Möbel, jede Figur auf dem Schreibtisch, und in der Mitte des Zimmers auf dem Polsterstuhl lag dieser junge Mensch, nur daß der Kopf herabhing und aus den Haaren Wasser troff. Es erfaßte mich eine grenzenlose Angst. Das zweite Mal, daß sich mir „Majestät Tod“ vorstellte, und dieses Mal grauenvoll! Mich fröstelte.

Mutter hingegen schien zu schweigen, wenigstens fuhr sie sich jede Minute mit dem Taschentuch über die Stirn, und dann ganz heimlich über die Augen.

Trotzdem ich selten in das Innere der Stadt hineinkam, schenkte ich doch heute seinem abwechslungsreichen geschäftigen Treiben keine Aufmerksamkeit; denn ich sah nichts vor mir, als nur dieses eine schreckliche Bild.

Als wir endlich ankamen, überraschte mich die Tobtenstille, die in Haus und Wohnung herrschte. Obgleich Einer dem Anderen die Thür in die Hand gab, schien doch kein Laut der Straße heranzubringen.

Der Aristokrat war wieder tief betrübt, aber würdevoll, und wirklich, ich glaube, er hätte sogar geschwankt, wenn er sich nicht zeitweise auf den Arm seiner Frau gestützt hätte, und sicher hätte er geweint, wenn er ihr nicht manchmal einen traurigen, aber verliebten Blick zugeworfen hätte.

Steiner der Anwesenden wagte auch nur mit einem Wort auf den wahren Sachverhalt anzuspielen.

„Ja! Der Sport! Der leidige Sport! Wieviel tausend junger, hoffnungsvoller Menschenleben fallen ihm zum Opfer!“

Die neugebackene Frau des Aristokraten benahm sich mit großer Gewandtheit, mit einem scheinbar angeborenen Schlich. Sie hatte sich sofort vollkommen schwarz angezogen, weil es ihr gut stand und ihre hohe Gestalt in Schwarz sich noch zu vergrößern schien. Die Züge ihres Gesichts waren weich und ebenmäßig. Ein scharfer Beobachter hätte freilich einen Zug von Theilnahmslosigkeit und Kälte entdecken können, jedoch entsprang dieser durchaus nicht einem niedrigen Charakter, sondern einfach mangelnder geistiger Begabung und Unbildung des Herzens. Sie gab sich lebenswürdig und freundlich, war aber nicht offen. So strich sie mir mütterlich über die Haare, als ich den Kopf einen Augenblick in den Polsterstuhl zurückgelehnt hatte und sagte:

„Ja, ja, mein Sohn, der arme Ewald!“

„Ich nehme niemals Pomade!“

Sie wurde roth und erwiderte: „Verzeih“, aber die Möbel sind erst neu bezogen worden.“

Bald kam mein Vater. Er reichte dem Aristokraten die Hand, ohne seine junge Frau zu beachten.

Vor einem Jahre hatte ich Vater genau an derselben Stelle gesehen. Damals ein Bild wilder, überschüssiger Lebenskraft, und heute, ich mochte es nicht glauben, daß es derselbe war. Wie doch Krankheit einen Menschen herunterbringen kann! Wie sie ihm Alles nehmen kann, Stück für Stück, den Lebensmuth, die Beweglichkeit, die Thatkraft, die Gedanken, den Glanz der Augen! Die wenigen Haare waren inzwischen fast weiß geworden, eine leichte Faltung der Gesichtsmuskeln war zurückgeblieben. Er ging gebeugt, schleifte den rechten Fuß nach und ließ den Kopf vornüber hängen.

Ich verargte es meinem Vater, daß er dem Aristokraten die Hand reichte. Ich beobachtete nicht, daß er es vor einem Jahre nicht gethan hätte, daß aber jetzt ein Anderer dort stünde, ein gebrochener Mensch mit dem Todeskeim in sich, der in Ruhe sterben will und keine Lust verspürt, sich mit der Welt zu überwerfen. Was hat man davon? Wer dankt es Einem? Thut man nicht wahrlich besser, wenn man klein beigiebt?

Aber unbedingt machte der Todesfall auf den Aristokraten einen tieferen Eindruck; denn seine göttliche Vornehmheit und feierliche Erhabenheit waren dadurch etwas brüchig geworden. Er war nicht mehr jung, konnte das Leben nicht mehr so auskosten wie zu Zeiten seiner ersten Frau, und da das Verbotene jetzt für ihn das Erlaubte war, so war damit auch der Reiz verschwunden. Jetzt, wo er in beschaulicher Ruhe den Rest seines Lebens verbringen wollte, mußte sein Sohn ihm solche Streiche machen! Seine Stimmung wurde von Tag zu Tag gedrückter, nichts fand mehr seinen Beifall, alle Genüsse kamen ihm sad und ledern vor. Die Nächte schlief er schlecht, ja er fing sogar schon an, sich Gedanken zu machen über so Manches, was vielleicht doch nicht so ganz in der Ordnung gewesen wäre. Der Arzt meinte, daß das Beste für ihn eine Luftveränderung sei. Er mußte aus diesem ganzen Kreis heraus, wo ihm jedes Stück Möbel eine lebendige Erinnerung — er meinte Vorwurf — wäre. Und da der Aristokrat seiner jungen Frau so eine Hochzeitsreise versprochen hatte, — fuhr er bald darauf mit ihr und seiner Tochter fort, — an die Riviera.

*

— — Es ging uns von Tag zu Tag trauriger. Mutter und die Schwestern fingen an, sich um Arbeit in Geschäften umzusehen; sie machten so allerhand zwecklose Spielereien. Frieda und Grethe gaben noch außerdem Stunden. Aber das schaffte wenig. Man versuchte sich in Allem auf das Neueste zu beschränken, aber da war nicht mehr viel zu beschränken!

Mutter erweiterte womöglich noch ihre französischen Kenntnisse und übte sich in Taschenspielerkunststücken. Ueber diese Schwierigkeiten verstanden wir uns hinwegzusetzen, uns griff die Hungerkur ja wenig an, desto mehr aber meinen Vater, dessen kranker Körper damals so der guten Pflege bedurfte hätte.

* * *

Der Verein der „Geistesbrüder“ blühte und gedieh inzwischen; oder bestimmter gesagt, schoß ins Kraut, trieb merkwürdige Zweige, Aeste und Schößlinge, denen man kaum mehr ansah, daß sie zum Stamme gehörten.

Fürs Erste veranstaltete Eugen zur gegenseitigen Bildung und Aufklärung Lesabende, sprang uns mit Kant, Schopenhauer und Hegel ins Gesicht und hielt zu seiner Uebung eine längere Rede über die Abstraktion relativer Begriffe, die ihm und uns Allen gleich klar war. Albert nickte verständnißlos; Walter meinte, er hätte zwar eine Geschichte der Philosophie gelesen, doch sich nicht derart in die Wissenschaft selbst vertieft, um hierauf entgegen zu können. Ich sagte ganz brutal, man solle nicht solche Phrasen abwickeln, dadurch brächte man der „jammernden Allgemeinheit“ keinen Nutzen, man soll mit der That sie glücklich machen und nicht mit

Worten, und ich war der festen Meinung, daß diese Entgegnung mit der Abstraktion relativer Begriffe in engstem Zusammenhang stünde.

Dann setzte uns Eugen einleuchtend auseinander, daß zur Schärfung und Stärkung unserer Geisteskräfte wir unbedingt Skat spielen müßten; ähnliche Spiele wären schon den alten Griechen und Römern bekannt gewesen und von Cäsar und Alcibiades wisse er bestimmt, daß sie demselben mit großem Eifer ergeben waren.

Walter opponirte: er wagte es zu bezweifeln, man solle ihm dafür Belege bringen; weder im Cäsar, Xenophon noch Herodot gäbe es irgend eine Stelle, welche in der Weise ausgelegt werden könne.

Außerdem setzte uns Eugen in einer glühenden Aussprache die Vortheile auseinander, die dem Verein daraus erwachsen, wenn er neue Mitglieder, junge Kräfte, die von Lust und Liebe zur guten Sache entflammt wären, anwürbe. Ja, junge Kräfte, denn daß wir allein schon „senil“ wären, läge außerhalb jedes Zweifels. Jedoch würde hierbei der Name „Geistesbrüder“ störend wirken, man würde unwillkürlich an Freimaurer und andere „niederträchtige“ Verbindungen denken. Man müßte also unbedingt den Verein umtaufen, und zwar hätte er durch Uebersetzung des Sinnes in das Lateinische für den Verein den Namen „Novania“ gewonnen. Durch welchen chemischen Hergang er aber dieses herrliche Wort erhalten, verschwieg er uns.

Albert stimmte ihm sofort bei: „Jawoll, Novania ist ein feiner Name! Und wat id schon immer sagen wollte, Zeistessbrieder hat mir überhaupt nich gepabt, det hat son janz jefährlichen verschwörrerischen Beisjeschmack jehabt.“

Walter opponirte wiederum. Er wollte eine Erklärung des Wortes Novania haben, vom Stamme „nob“ könnte man ein derartiges Wort unmöglich bilden; das wäre Mönchslatein, und es wäre für ihn ein Jammer, mit anzusehen, wie in dem Worte Novania die herrliche Sprache „verhonakelt“ würde.

Eugen erwiderte, daß Novania ihm ein sehr „sympathisches Wort“ von „intimem Reiz“ wäre.

Ich sagte, ich hätte an dem Namen nichts anzusehen, im Gegentheil, er hätte in seiner Unverständlichkeit so etwas angenehmes Räthselvolles, man wisse nicht gleich, was man mit ihm anfangen solle.

Hierauf gerieth Eugen in Zorn: und was das hieß; ich schiene mich über ihn und seine Bestrebungen lustig zu machen; und dazu wäre ich am allerwenigsten befugt. Ja, er zitierte sogar die Bibel wider mich: „Wohl Denen, die nicht sitzen in den Reihnen der Spötter!“

Ich antwortete, daß ich dem Verein der „Geistesbrüder“ gern meine freie Zeit widmen würde, für die Novania aber nichts übrig habe.

Da legten sich Walter und Albert ins Mittel. Ich solle nicht streiten. Die guten Bestrebungen des Vereins würden dieselben bleiben, ganz gleich, unter welcher Flagge er segelte.

Ich erwiderte, es wäre auch nicht meine Absicht gewesen, zu streiten, ich fühle mich aber durch Derartiges beleidigt, und wie man in den Wald hineinschreie, so schalle es wieder heraus.

Eugen versehte nun, daß ich all das überhaupt verspötte, was ihm und der Menschheit heilig und daß ich keiner wahren Begeisterung fähig wäre.

Nein, ich könnte mich für seine Kindereien auch garnicht begeistern, und ihm läge nur daran, hier die erste Violine zu spielen.

„Und ich kann nur sagen, daß ich einen Menschen verachten muß, der mir kleinliche persönliche Interessen unterzulegen wagt, wo mich doch nur die großen Fragen der Zeit erfüllen!“

So gab ein Wort das andere, und zum Schluß dieser Unterhaltung gerieth ein großer Gegenstand in Bewegung. Ein Stuhl flog Eugen zwei Finger breit überm Kopf weg.

Der Verein „Novania“ aber blühte und gedieh unter Eugens selbstloser Leitung auch ohne mich; oder vielmehr, er wucherte üppig, trieb noch merkwürdigere Aeste, Zweige und Schößlinge, denen man überhaupt nicht mehr ansah, daß sie zum Stamme gehörten.

*



Napoleon bei Waterloo. Von Viebten.

Meine und Eugens Freundschaft hatte einen Sprung bekommen und der war nimmer zu nieten, hingegen schloß ich mich jetzt mehr denn je an Walter an. Ich gewann den blaffen Jungen, dieses verzärtelte Mutterköhnchen, lieb, ja, ich beneidete ihn sogar um seinen naiven Ernst, seinen komischen Eifer, mit dem er an Alles heranging, und hauptsächlich um sein wunderbares Gedächtniß. Und wie grenzenlos unerfahren und unbehilflich war er doch wieder in all den Dingen, die das Leben betrafen! Er war ein Trummer. Er lebte nur seinen Büchern, sah nichts und hörte nichts von all Dem, was um ihn draußen in der Welt vorging. Er verkroch sich in sich selbst und verkapselte den Ausgang, wie eine Schnecke zur Winterszeit; und doch fühlte er so eine heiße Sehnsucht nach dem Leben und seinen Freunden. Er kam wenig oder garnicht heraus ins Freie, hatte auch für die Schönheiten in der Natur kein Verständnis, er sah nur hinter seinen Schirmen und Schwärzen, studierte und verfertigte händelstarke Auszüge.

Selbstverständlich war er in der Schule stets der Beste, nur nicht im Turnen, da war er der Schwächlichsten und Kleinsten einer, ja, er mußte es sogar ganz aufgeben, da er kränkelte. Seine Mutter behütete ihn wie ihren Augapfel, wickelte ihm die dicksten wollenen Tücher um den Hals, kaufte ihm Pelzmützen von der Größe eines mäßigen Wagenrades, und hätte, um ihn zu kräftigen, ihn am liebsten in Kalao gebadet, denn so oft ich bei ihm war, kam sie mit einer Tasse voll diesen Getränkes angelaufen.

Ich, der sonst so selten eine Neigung für Jemand empfand, war beinahe verliebt in ihn. Stunden lang konnte ich bei ihm sitzen und seinen Reden zuhören, trotzdem ich blutwenig von ihnen verstand. Tage lang sprach er über die griechischen Philosophen, las mir oft zwanzig, dreißig Seiten aus Büchern vor und ging dann das Gelesene ausführlich mit mir durch. Und ich sah dabei, freute mich über den angenehmen Klang seiner Stimme, über die Schärfe seiner Logik, über die Gewandtheit und Farbigeit seiner Sprache, ohne mir auch nur die Mühe zu nehmen, seinem Gedankengang zu folgen.

Albert war und blieb derselbe. Er war ein wandernder Stadtplan, verfolgte mit Interesse die Fortschritte des Asphaltpflasters, sammelte Polizeiberichte und führte Brandstatistiken, das heißt, er wäre völlig ungenießbar gewesen, wenn nicht sein angeborener gutmüthiger Humor und eine scharfe Nachahmungsgabe des Charakteristisch-Komischen am Menschen ihn zu einem lustigen Gesellschafter gemacht hätten, über den man sich manchmal vor Lachen ausschütten konnte. Seine geistigen Interessen waren gleich Null. Er lebte in den Tag hinein, dachte in seinem behäbigen Phlegma an garnichts und war stets glücklich und vergnügt. Ohne eigenes Urtheil, wollte er sich doch gern den Anschein geben, als verstände er irgend etwas, und redete sinnlos und blindlings jeglichen Unsinn nach. Seine Fahne, auf die er geschworen hatte, hieß Eugen.

* * *

Ich habe noch zu erzählen, daß die Tochter des Aristokraten sich mit dem Besitzer einer Maschinenfabrik verheiratete. Man hielt ihn allgemein für reich. Er hatte bisher ein sehr leichtsinniges Leben geführt und es waren infolgedessen alle Anzeichen vorhanden, daß er ein ausgezeichnete braver Ehemann würde. Sie war genau das Ebenbild ihrer Mutter, gutmüthig, liebevoll und häßlich. Wirklich, sie lebten gut zusammen, denn nur böse Menschen können behaupten, daß er vollkommen nüchtern war, als er ihr einmal mit der Meitpeitsche aufwartete. Ihre Kinder waren vom Tage der Geburt an die wahrhaftigen und unverfälschten Wunderkinder. Ja, so etwas Süßes, Niedliches und Kluges war nicht noch einmal auf dem Erdenrund zu finden.

Ferner habe ich noch zu bemerken, daß man an einem Wintermorgen den Steinträger Weiße erfroren in einem Neubau auffand. Er mochte wohl trunken dorthin gerathen und eingeschlafen sein. Seine Frau war herzlich froh, wenigstens empfing sie auch jetzt bei Tagzeiten Besuch.

„Totte doch, das war ja ein Freund von ihrem Schwager, wer konnte auch da etwas Böses denken!“

Auch Lies versuchte sich mit Gleichmuth hierüber hinwegzusetzen. Sie war jetzt bald sechzehn Jahr, und trotz ihrer schlanken Figur körperlich wunderbar entwickelt. Sie war wenig daheim, begann Tanzböden zu besuchen und Herrenbekanntschaften zu machen. Mit ihrer Mutter lebte sie in stetem Unfrieden, und es war ihr gleich, daß diese sie mit den gemeinsten Schimpfworten belegte. Sie thäte ja nichts Unerlaubtes; warum sollte sie denn immer zu Haus hocken, es wäre ja so hübsch und lustig draußen; und wenn vielleicht ein Herr zu ihr frech würde, dann wisse sie ihn schon zu begegnen.

— — — Kinder werden Leute. — — —
(Fortsetzung folgt.)



Wilhelm Weitling, der Schneidergeselle von Magdeburg.

Ein Lebensbild aus der deutschen Arbeiterbewegung.
Von Konrad Baerisch.

Christiane Erdmüthe Friederike Weidlingen, aus Gera gebürtig, hat am 9. Oktober 1808 ihren unehelichen Sohn, welcher den 5. Oktober 1808, Nachmittags 3/4 Uhr geboren, taufen lassen, Namens Wilhelm Christian. Wohnte im neuen Weg in den Bogenhäusern — durch Pastor Zieme. Taufzeugen: Schuhmachermeister Joachim Friedrich Kämpf, Maurergeselle Johann Heinrich Weidling.

Diese kürzlich durch v. Wittelschöfer einem Magdeburger Kirchenbuche entnommene Eintragung hat uns endlich genauen Aufschluß über Geburtstag und -Jahr eines Mannes gegeben, dessen Name an der Schwelle der deutschen Arbeiterbewegung steht, und der, wenn auch sein theoretischer Standpunkt heute weit überholt ist, es wie Wenige verdient, einen Ehrenplatz im Herzen der Arbeiterklasse einzunehmen.

Hervorgegangen aus der untersten Schicht des Volkes hat Weitling eine überaus harte Proletariatsjugend durchmachen müssen, und von all dem Glend, das das Leben seinen Enterbten nur zu bieten vermag, ist ihm nichts erspart geblieben. Zum Schneiderhandwerk bestimmt, hatte sich der Junge durch eine lange, bittere Lehrzeit hindurchzuhungern, oft genug mußte er mit kurrendem Magen sein Lager aufsuchen, um sich am Morgen früh um fünf Uhr wieder an das ewige Einerlei der Arbeit zu begeben. Mit zwanzig Jahren zog er auf die Wanderschaft und durchquerte, das Mänzlein auf dem Rücken, Deutschland von einem Ende zum anderen. Im Jahre 1830 finden wir ihn in Leipzig; hier betheiligte er sich, kaum 22 Jahre alt, lebhaft an der damaligen bürgerlich-demokratischen Bewegung und veröffentlichte scharfe Artikel und Spottverse.

Seine weitere Wanderung führte ihn nach Wien, wo er sich mit der Verfertigung künstlicher Blumen ernährte. Ein nicht uninteressantes Liebesabenteuer wird uns aus dieser Wiener Zeit berichtet: Zugleich mit einem Habsburger Prinzen interessierte sich unser Schneidergeselle lebhaft für ein junges Mädchen, das — unglücklich, aber wahr! — den armen, aber sehr intelligenten und hübschen Weitling seinem hochgeborenen Rivalen vorzog. Dieser schäumte vor Wuth; wie konnte es auch dieser Proletariatslump wagen, seine Augen zu einer Dame zu erheben, der ein Prinz von Geblüt sein höchstes Interesse zuzuwenden geruht hatte! Nur mit Mühe gelang es dem noch rechtzeitig gewarnten Weitling, sich der Rache des hohen Herrn zu entziehen, er entfloh aus Wien, eilte über den Rhein nach Frankreich und kam im Oktober 1835 zu Paris, der „Hauptstadt der Welt“ an.

Die Zeit seines Pariser Aufenthalts, die, von einer kurzen Unterbrechung abgesehen, bis zum Jahre 1841 dauerte, wurde für Weitlings Leben entscheidend. In Paris, das damals in weit höherem Maße als heute der revolutionäre Brennpunkt, die revolutionäre Mutterstadt der Welt war, lernte er

einmal den Sozialismus jener Zeit kennen und kam auf der anderen Seite in engste Verührung mit der damaligen deutschen Arbeiterbewegung, soweit von einer solchen vor Weitling die Rede sein kann. Zum Verständnis seiner späteren Agitation, wie zur rechten Würdigung Weitlings überhaupt, ist eine kurze Besprechung, eine flüchtige Skizzirung beider Faktoren unerlässlich.

Das beginnende 19. Jahrhundert hatte mit dem industriellen Kapitalismus eine Erscheinung heraufgeführt, deren Wirkung eine völlige Umwälzung, Revolutionirung aller früheren gesellschaftlichen Verhältnisse war. Eine schier unermeßliche Steigerung der Ergiebigkeit der menschlichen Arbeit trat ein; aber indem so die Maschine der Kulturmenscheit gewaltige, ungeahnte Reichthümer spielend in den Schooß warf, bewirkte sie zugleich tiefgreifende Veränderungen im festgefühten sozialen Unterbau. In dem industriellen Proletariat schuf sie eine Klasse, die, nichts weiter besitzend als ihre Arbeitskraft, gezwungen war, diese einem industriellen Kapitalisten zu verkaufen, eine Klasse, für die bei der gewaltigen Vermehrung des gesellschaftlichen Reichthums zunächst nichts abfiel als Hunger, Elend und Existenzunsicherheit. Noch aber hatte diese Klasse — fast noch im Embryo-Zustand — nicht die Fähigkeit, sich gegen das auf ihr lastende Joch aufzubäumen, noch vermochte sie es, durch machtvolle Organisation der schrankenlosesten Ausbeutungslust der Kapitalisten wenigstens in etwas ein Paroli zu bieten. Und so konnte denn in jener Zeit der Kapitalismus völlig ungezügelt auf die Volkskraft wüthen: Elend und Massenarmuth waren die Folge. Damals waren es edelbedenkende, klarklickende Männer aus der Bourgeoisie selbst, die in der richtigen Erkenntniß, daß der allgemeine Jammer nicht in individuellem Verschulden, sondern in den sozialen Verhältnissen seine Wurzel habe, daß die Gesellschaftsordnung für die Schäden der Zeit verantwortlich zu machen sei, zuerst den Ruf nach einer gründlichen Aenderung derselben erhoben, die den Sozialismus als erstrebenswerthes Ziel aufstellten. Ihnen war der Sozialismus nicht das Produkt des geschichtlichen Werdeganges, sondern ein logisch konstruirtes, aus weltumfassendem Mitleidsgefühl herausgeborenes Zukunftsbild, ihnen war er die absolut vernünftige Gesellschaftsorganisation, die ins Leben treten sollte durch den Appell an den Verstand und das gute Herz der Menschen, zumal der Mächtigen. An einen thatkräftigen Klassenkampf des Proletariats mit dem Sozialismus als Endziel konnten jene Männer bei der völligen Aktionsunfähigkeit der Arbeiter ihrer Zeit garnicht denken. So entstanden die utopistischen Zukunftsbilder eines Saint Simonis, eines Charles Fourier, eines Dezamy und Cabet in Frankreich, eines Robert Owen in England.

Deutschland blieb von dieser Strömung unberührt, eine Folge seiner wirtschaftlichen Rückständigkeit, bei der sich die Anfänge des Kapitalismus erst hier und dort schüchtern hervorwagten. Ein Spiegelbild dieser wirtschaftlichen Zurückgebliebenheit war die jeder Beschreibung spottende politische Reaktion, die nach den Zeiten der „Freiheitskriege über unser Vaterland hereingebrochen war. Schmählich wurden die zur Zeit der Noth den Völkern gegebenen Versprechungen gebrochen, vergessen war die Verheißung, eine Konstitution geben, dem Volke Mitbestimmungsrecht an der Gestaltung seiner eigenen Geschichte gewähren zu wollen; bestehende Gesetze wurden durch einen fürstlichen Federstrich je nach Bedarf annullirt, jahrelange Unterjochungshaft, Kerker und Festungsstrafen, Hausdurchsuchungen waren an der Tagesordnung; politisches Demunziantenthum, Spizelei und Schnüfzelei blühten wie nie zuvor. Die Karlsbader Beschlüsse waren das Endergebniß der politischen Weisheit der Herrschenden. Daß unter diesen Umständen von einer Arbeiterbewegung nicht die Rede sein konnte, liegt auf der Hand, wo hätte dieselbe bei dem völligen Mangel einer Vereins-, Versammlungs- und Pressfreiheit auch Licht und Luft zu ihrem Wachsthum hernehmen sollen? Was sich an politischer Regsamkeit in der Arbeiterklasse fand, mußte sich naturgemäß zunächst jenen bürgerlich-radikalen Bewegungen anschließen, deren Ziel eine

Abstümmelung des auch für das Bürgerthum unerträglichen reaktionären Jahres bildete.

Die Anfänge einer — der ganzen Sachlage nach politisch gearteten — Arbeiterbewegung finden wir — merkwürdig, aber begreiflich genug — unter dem im Auslande, in Frankreich und der Schweiz lebenden deutschen Arbeitern, richtiger vielleicht Handwerksgehilfen, von denen viele Tausende alljährlich wandernd über den Rhein zogen. In diesen Ländern mit modernem öffentlichen Leben, mit politischer Bewegungsfreiheit mußte ihnen die dumpfe Stille ihres Heimathlandes, der sie soeben entronnen waren, doppelt drückend erscheinen, doppelt brennend mußte in ihnen der Wunsch werden, auch Deutschland in die Reihe der Kulturvölker hinaufgerückt zu sehen. Und es blieb nicht bei dem Wunsche, derselbe verdichtete sich zum Willen, zum energischen Handeln; man that sich in großen, weitverzweigten Geheimbünden zusammen, deren bekanntester der 1834 zu Paris gegründete „Bund der Gerechten“ war, von dem sich zwei Jahre später viele, unter ihnen die tüchtigsten und einflussreichsten Mitglieder abzweigten, um in dem „Bunde der Gerechten“ eine neue Organisation der im Auslande lebenden, für das Vaterland Freiheit und Einheit erstrebenden deutschen Arbeiter zu schaffen.

In diesen Bund trat 1837 Wilhelm Weitling ein. Sein Verdienst nun ist es in erster Linie, in den rein republikanischen Bund mit seinen vorwiegend politisch-radikalen Endzielen das soziale, sozialistische Moment hineingetragen, der Bewegung den Charakter einer allgemeinen politisch-patriotischen Freiheitsbewegung genommen und ihr den Stempel einer kommunistisch-revolutionären Arbeiterklassenbewegung aufgedrückt zu haben. Weitling wurde der erste deutsche Theoretiker des Kommunismus und zugleich sein erster praktischer Agitator. Es kann nun nicht Aufgabe dieser Skizze, die ja nur in ein paar kurzen Strichen ein Lebensbild Weitlings entwerfen will, sein, eine ausführliche Darlegung seines theoretischen Lehrgebäudes zu geben. Jeden, der sich näher für die Sache interessiert, müssen wir schon auf die sehr instruktive Kaler'sche Schrift,* vor Allen aber auf die in jüngster Zeit sehr erfreulicherweise von dem rührigen Ernst'schen Verlage in München neu herausgegebenen Werke unseres Weitling selbst verweisen, die — von ihrem hohen historischen und parteigeschichtlichen Interesse einmal ganz abgesehen — auch heute noch durch ihre klare, zwingende Logik und besonders durch die glühende Begeisterung, die uns aus jeder Zeile entgegenahmet, im Stande sind, den Leser mit sich fortzureißen, sein Herz höher schlagen zu lassen.

Die erste dieser Schriften erschien 1838, ein Jahr nach Weitlings Eintritt in den Bund der Gerechten, unter dem Titel „Die Menschheit, wie sie ist und wie sie sein sollte.“ Unsere heutigen deutschen Arbeiter werden sich nur schwer einen Begriff davon machen können, unter wie unsäglichen Schwierigkeiten die Herstellung und Verbreitung jener Schrift überhaupt erst ermöglicht wurde. Wie sie im Auftrage der Pariser Sektion des Bundes verfaßt war, so mußte sie unter den größten Entbehrungen von den Genossen selbst gesetzt, auf einer geheimen Presse gedruckt, von ihnen selbst gefalzt und broschirt werden. Zweitausend Exemplare der Broschüre wurden so hergestellt und verbreitet, eine größere Partie gelang es auch in Deutschland einzuschmuggeln. 1845 erschien in Bern eine zweite Auflage der Schrift, die schon 1840 in das Ungarische übersezt worden war.

Eine charakteristische Eigenthümlichkeit der ganzen Weitling'schen Lehre ist deren enge Verquickung mit dem Christenthum, ist das Bestreben, den Kommunismus in Einklang zu bringen mit den Lehren Christi, oder vielmehr, ihn direkt aus diesen abzuleiten; auch seine Sprache lehnt sich eng an die der Bibel an. Wir begegnen dieser Erscheinung auch in Weitlings Erstlingschrift.

„Die Ernte ist groß und reif, heißt es da,“ und Arbeit giebt es vollauf; also herbei ihr Ar-

beiter, damit die Ernte beginne,“ so hebt Weitling an. Was aber ist diese Ernte? „Das ist die zur irdischen Vollkommenheit reisende Menschheit, und die Gemeinschaft der Güter der Erde ist ihre erste Frucht.“

Wie liegen aber die Verhältnisse heute? „Ihr arbeitet früh und spät, ein gesegnetes Jahr folgt dem anderen, alle Magazine sind vollgepackt mit den Gütern, die ihr dem Boden abgewonnen habt; und doch entbehren die Meisten von Euch der für Nahrung, Wohnung und Kleidung nothwendigsten Gegenstände, doch wird gerade denen von den Gütern der Erde am karigsten zugetheilt, welche sie derselben mühsam im Schweiße ihres Angesichts abgewinnen müssen. — Das kommt von der ungleichen Vertheilung der Arbeit und der durch sie hervorgerufenen Güter — —“

Woher aber stammt diese? Die Einen geben diesen, die Andern jenen Grund an. — — — „Anderer schieben die Schuld auf die ganz unschuldigen Maschinen, die ein Glück für die Menschheit sein werden, wenn sie einst wie eine große Familie in Gütergemeinschaft lebt, denn sie leihen der Menschheit die Kraft und Geschwindigkeit, welche ihre Natur nicht zu erreichen im Stande ist, und mit deren Hilfe so viele Arbeiten und Mühen erspart werden.“ — — — Nein: „Die Ursache dieser immerwährenden schlechten Zeiten ist aber nur die ungleiche Vertheilung und Genießung der Güter, sowie die ungleich vertheilte Arbeit zur Hervorbringung derselben, und das Mittel, diese gräßliche Unordnung zu erhalten, ist das Geld.“

Demgegenüber, meint Weitling, gilt es, einen neuen Gesellschaftszustand zu erstreben, den Kommunismus, den er auf folgende zehn Thesen gründet, ohne deren Verwirklichung „kein wahres Glück für die Menschheit möglich ist“:

1. Das Gesez der Natur und christlichen Liebe ist die Basis aller für die Gesellschaft zu machenden Geseze.

2. Allgemeine Vereinigung der ganzen Menschheit in einem großen Familienbunde, und Wegräumung aller engherzigen Begriffe von Nationalität und Sektenswesen.

3. Allen gleiche Vertheilung der Arbeit und gleichen Genuß der Lebensgüter.

4. Gleiche Erziehung, sowie gleiche Rechte und Pflichten beider Geschlechter nach den Naturgesezen.

5. Abschaffung alles Erbrechtes und Besizthums des Einzelnen.

6. Hervorgehung der leitenden Behörden aus den allgemeinen Wahlen.

7. Kein Vorrecht derselben sei bei der gleichen Vertheilung der Lebensgüter, und Gleichstellung ihrer Amtspflicht mit der Arbeitszeit der Uebrigen.

8. Jeder besizt, außerhalb des Rechts Anderer, die größtmögliche Freiheit seiner Handlungen und Neben.

9. Allen Freiheit und Mittel der Ausübung und Vervollkommnung ihrer geistigen und physischen Anlagen.

10. Der Verbrecher kann nur an seinem Rechte der Freiheit und Gleichheit bestraft werden; an seinem Leben nie, und an seiner Ehre nur durch Ausstoßung und Verbannung aus der Gesellschaft auf Lebenszeit.

Diese Grundsätze lassen sich in wenig Worte zusammenfassen; sie lauten: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst“.

Dann beginnt eine detaillirte Schilderung des Weitlingschen „Zukunftsstaates“, bei der die Anlehnung an die Ideen Fouriers, die jedoch selbstständig weiter gebildet werden, unverkennbar ist. Endlich, nach einem kurzen geschichtlichen Rückblick auf kommunistische Vorschläge und Versuche früherer Zeiten, ein prophetischer Schluß: — — — „Armes, betrogenes, aber gutmüthiges Volk! — Schlafe fort, bis Dich die Trompeten und Sturmglocken zum jüngsten Gericht rufen. Dann lehre sie weg, die Männer von Wittenberg und Rom, die den Thronen und Geldsäcken zum Hohne Deiner Blöße das Wort reden. Dann wird Einheit die Standarte der Nächstenliebe in Deinen Gauen aufpflanzen, Deine Jünglinge werden mit ihr in der Welt Enden fliegen und die Welt wird sich in einen Garten und die Menschheit in eine Familie verwandeln.“

Wir haben uns bei dieser Schrift, bei deren Abfassung Weitling dreißig Jahre alt war, etwas länger aufgehalten, um über seine späteren Arbeiten desto schneller hinweggehen zu können; finden sich in ihr doch die meisten der später, besonders in Weitlings großem Hauptwerk „Garantien der Harmonie und Freiheit“ entwickelten Gedanken schon keimartig vor. Das ist ja auch so ein besonders hervorsteckender Zug bei Weitling, wie bei allen Utopisten überhaupt, daß sie an den einmal gewonnenen Ideen starr festhalten, daß diese Ideen sich in ihnen zu Dogmen verdichten, an denen sie nicht rütteln lassen, daß sie jeder Weiterentwicklung durchaus unfähig sind.

Und Weitling ist ein Utopist, ebenso wie Fourier und Cabet, die wohl den Haupteinfluß auf ihn ausgeübt haben, und deren Werke er mit ebenso großem Eifer wie Verständniß studirt hatte. Wie Jene, erkennt auch er im Kommunismus nicht jene Gesellschaftsform, die sich mit Naturnothwendigkeit aus der kapitalistischen Wirtschaftsweise herausringen muß, aber sich eben auch nur aus ihr herausringen kann, sondern er sieht im Kommunismus den Stein der Weisen, den eben zufällig gerade er, Weitling, gefunden hat, den aber ebenso gut ein Anderer vor Jahrhunderten schon hätte entdecken und dessen Verwirklichung nur Bosheit, Dummheit oder Ungültigkeit verhindern können. „Wenn sich die Gütergemeinschaft bisher unter den Christen kein dauerndes Reich gründen konnte, so hat das, wie immer, an der Verdorbenheit der Mächtigen und Priester gelegen.“ („Menschheit.“) So gründet Weitling, gleich den französischen Utopisten, seinen Sozialismus auf die Moral, — so ist er gleich ihnen eben — ein Utopist.

Und doch — welcher Unterschied zwischen unserem Schneidergesellen und allen seinen berühmten Vorgängern! Welch gewaltiger Fortschritt von Jenen bis zu ihm! Bei ihm treffen wir, wie sein Biograph Kaler sehr treffend sagt, „zum ersten Male nicht bloß eine zusammenhängende, auf das gesammte gesellschaftliche Leben der Menschen ausgedehnte Anwendung der kommunistischen Gedanken, sondern auch den Versuch, auf dem Wege der mündlichen und schriftlichen Agitation und durch die Organisation des Proletariats, als des modernen Trägers kommunistischer Ideen, die Verwirklichung derselben in großem Maßstabe herbeizuführen.“ Erst mit ihm beginnt eine zielbewußte, klare, entschieden revolutionäre und auf die Arbeiter gestützte kommunistische Propaganda, die vor Allem in Bezug auf ihre theoretische Basis unvergleichlich höher steht als Alles, was bis dahin der deutsche Kommunismus fragmentarisch zu Tage gefördert hatte.“

Der Schauplay, auf dem Weitling die Propaganda in erster Linie entfaltet, war die Schweiz, wohin er im Auftrage des Bundes 1841 definitiv übersiedelte, nachdem er schon ein Jahr vorher zu Propagandazwecken vorübergehend dort gewesen war. Es würde eine bedeutende Ueberschreitung des uns zur Verfügung stehenden Raumes erheischen, wollten wir hier versuchen, diese hoch bedeutsame Schweizer Thätigkeit Weitlings, von der aus man den Beginn der modernen Arbeiterbewegung überhaupt datiren kann, in ihren Einzelheiten zu schildern.* Nur die Hervorhebung der wesentlichsten Richtungen, nach denen sie sich bethätigte, sei gestattet.

In der richtigen Erkenntniß, daß ohne eine umfassende Organisation der Arbeiter an eine planvolle Propaganda nicht zu denken sei, richtete Weitling sein Hauptaugenmerk darauf, überall in der Schweiz Sektionen des „Bundes der Gerechten“ zu gründen, eine Thätigkeit, die in fast allen bedeutenderen Orten von Erfolg gekrönt war. Daß nach Lage der Dinge auch hier der Charakter eines Geheimbundes beibehalten werden mußte, liegt auf der Hand.

Man ging dabei in ähnlicher Weise vor, wie es auch die deutschen Arbeiter später zur Zeit des Ausnahmegesetzes zu thun gezwungen waren: man gründete

* Wir müssen hier wieder auf die mehrfach erwähnte Kaler'sche Schrift verweisen. Auch Georg Adler bringt in seiner „Geschichte der ersten sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland“ hierzu manches werthvolle Material.

* Berlin, Buchhandlung „Vorwärts“: „Wilhelm Weitling, seine Agitation und Lehre.“

allerlei harmlose Vereinigungen, Gesangs-, Turn- oder Bildungsvereine, die Sonderningsstätten, in denen man die Spreu von dem Weizen sonderte, in denen man die tüchtigsten und intelligentesten Leute herausfachte, um sie für die Aufnahme in den Geheimbund vorzubereiten.

Die Einführung in diesen selbst geschah in feierlicher Weise: „Wir Arbeiter,“ so sprach der Leiter, „sind endlich müde, für die Faulenzer zu arbeiten, in Entbehrung zu leiden, während Andere im Ueberflusse schwelgen; wir wollen uns von den Egoisten keine drückenden Lasten mehr auflegen lassen, keine Geseze mehr respektiren, welche die zahlreichsten und

nützlichsten Menschenklassen in der Erniedrigung, Entbehrung, Verachtung und Unwissenheit erhalten, um einigen Wenigen die Mittel an die Hand zu geben, sich zu Herren dieser arbeitenden Massen zu machen. Wir wollen frei werden und wollen, daß alle Menschen auf dem Erdenrund so frei leben wie wir, daß Keiner besser und Keiner schlechter bedacht werde wie der Andere, sondern Alle sich in die gesammten Lasten, Mühen, Freuden und Genüsse theilen, d. h. in Gemeinschaft leben. Willst Du so wie wir?“

Nachdem sich der Aufzunehmende mit dieser „Prinzipienerklärung“ einverstanden erklärt hatte, wurde er mit den Internis des Bundes, mit seinen

Pflichten und Rechten vertraut gemacht. Zu den ersteren gehörte vor Allem das Gelübniß strengster Verschwiegenheit, die Verpflichtung mündlicher und schriftlicher unausgesetzter propagandistischer Thätigkeit, die Aufgabe, überall neue Anhänger dem Bunde und damit der Sache der Kommunisten zu werben.

Diese organisatorische Thätigkeit Weitlings war von bedeutendem Erfolge begleitet, in wenigen Jahren hatten sich zahlreiche Mitgliedschaften gebildet, die über die Kantone Bern, Genf, Zürich, Aarau, Waadt und Neuenburg verbreitet waren und miteinander regen schriftlichen und mündlichen Verkehr unterhielten. (Schluß folgt.)



Napoleon bei Waterloo. (Zu unserer Bilde.) Das war das Ende der Laufbahn des korsischen Eroberers: mit dem unglücklichen Zuge nach Rußland begann sein Stern zu sinken, und Deutschland mit seinen Armeen vernichtete den „Sohn der Revolution“. Am 18. Juni 1815 nahm Napoleon die denkwürdige Schlacht gegen Marshall Blücher und den englischen Feldherrn Wellington auf — die Schlacht, welche dem ersten französischen Kaiserreiche ein Ende machte. Das Glück aber, das dem Korjen so lange treu war, hatte ihn verlassen. Nicht das Verdienst der vereinigten deutschen und englischen Armee war es, durch welches die Schlacht gewonnen wurde — und es war auch kein glücklicher Sieg. Wohl hatte die Faust Napoleons schwer auf Deutschland gerührt — doch nicht auf dem deutschen Volke, sondern auf den damaligen deutschen Fürsten und Fürstlein. Da kam der verhängnisvolle Tag: Napoleons Macht wurde gebrochen und die Fürsten und Fürstlein, die sich unter der französischen Gottesgeißel gekrümmt und gewunden hatten, hoben nun wieder ihre Häupter, aber man fragt sich — war es besser? — War es besser, daß Deutschland seinen Nacken vor jenen Fürsten bog, als vor dem Großen, der, obwohl ein Verräther an der Revolution, doch sein Blut nicht verlernen konnte und Vieles, was die Revolution geschaffen hatte, auch in dem damaligen geknechteten Deutschland durchzuführen wollte und dessen Pläne die ganze Erde umspannten — vor jenen Fürsten, deren letztes Ziel Herrschsucht und Tyrannei war, als vor ihm, dem Herrscher nur das Mittel zu seinen weiten Zielen gewesen? Es war ein Sieg der Deutschen bei Waterloo — aber es war eine Niederlage des Volkes. Heute prangen herrliche Denkmäler zur Erinnerung an die Schlacht bei Mont St. Jean und La Belle-Alliance; aber kein Denkmal steht dort, auf dem geschrieben stünde: „Wir haben Dich besiegt, weil Du uns durch Deine Tyrannei die Mittel zur Befreiung gabst.“ Aber gut so! Die Völker haben von ihm doch Eines gelernt, nämlich, daß kein einzelner Mensch, und wäre es der größte und genialste, sie wahrhaft befreien kann, sondern daß in ihnen selber allein das Heil wohnt.

Feigheit nur als ein Unglück hinstellt!“ Jetzt stand Clitus auf und rief: „Aber diese Feigheit hat Dir einst das Leben gerettet! Nur durch das Blut der Macedonier und diese Wunden hier bist Du so groß geworden!“ Während Clitus diese letzten Reden aussprach, erhoben sich Alexanders Freunde und schimpften auf ihn los; Alexander aber rief: „Eureder Gesell, meinst Du, ich laß Dir die Freude ewig, so von mir zu reden?“ Als Clitus entgegnete, „er solle dann keine freien Männer mehr zu Gast laden, welche die Offenheit liebten, er solle mit Sklaven leben, die sich vor seinem perfischen Gürtel und Rod auf den Boden legten,“ ergriff Alexander, der keines Jornes nicht mehr Meister war, einen Apfel, warf ihn dem Clitus an den Kopf und suchte nach seinem Schwert. Weil aber einer von seinen Leibwächtern dasselbe zeitig genug weggeschafft hatte, auch die Anderen ihn umringten und waten, so sprang er in die Höhe und rief seine Waffenträger heranz.

Den Clitus, welcher durchaus nicht nachlassen wollte, hatten indessen seine Freunde mit vieler Mühe zum Saal hinausgeschoben. Aber er kam zu einer anderen Thür wieder herein und deklamirte im Tone der größten Verachtung und Nechtheit die Verse des Euripides aus der Andromache:

„Ach, welche schlimme Sitte herrscht in Griechenland! Stellt auch das Heer die schönen Siegeszeichen auf, — Schreibt man die That nicht denen zu, die doch gekämpft; Nein, nur der Feldherr trägt den ganzen Ruhm davon; Der Eine schwang den Speer mit andern Tausenden, That nirgend mehr, als Einer that, und erntet doch Den größten Theil an Ehren, uhw.“

Auf dieses hin riß Alexander einem Trabanten die Lanze aus der Hand, und als Clitus ihm entgegenkam, durchbohrte er ihn. Clitus sank mit Seufzen und Gebrüll zu Boden; schon in den nächsten Augenblicken verließ ihn das Leben.

Jetzt kam Alexander wieder zur Besinnung; er sah seine Freunde sprachlos dastehen, riß zuerst die Lanze aus dem Leichnam heraus und wollte sich selbst geschwind einen Stich in den Hals versetzen. Aber man hielt ihn fest; die Trabanten faßten ihn an den Händen und brachten ihn — fast leblos und nur mit Gewalt — in sein Zimmer. w.

Der Tod des Clitus. Alexander der Große hatte weniger Neigung zum Wein, als man glauben konnte. Es schien nur so wegen der gedehnten Zeit, die er nicht sowohl mit Trinken, als mit Schwätzen zubachte, indem er bei jedem Becher immer eine lange Unterhaltung anging. Die Trinkgelage dehnten sich darum infolge seiner Geprächigkeit sehr lange aus. Hierbei konnte er durch seine Phrasereien wirklich unangenehm und gar zu sehr der gewöhnliche Soldat werden. Er versiel in ein ruhmsüchtiges Wesen und ließ sich überdies, sozusagen, von allen Schmeichlern reiten. Hierdurch wurden sodann die besseren Gäste in eine peinliche Lage versetzt, indem sie zwar mit einem Schmeichler nicht wetteifern, aber auch nicht hinter dem Maße seiner Lobspüche zurückbleiben wollten. Denn wenn das Erstere schmähdlich erschien, so brachte dagegen das Andere Gefahr.

Bei einer solchen Gelegenheit durchbohrte Alexander einen seiner Heerführer, Clitus, welcher ihm in der Schlacht am Granicus das Leben gerettet hatte, mit einer Lanze. Der Hergang war folgender. Bei der Abendtafel, nach dem Opfer, ging ein tolles Saufen los, an welchem Macedonier sowohl wie Perser Theil nahmen, und wobei man lächerliche Spottlieder auf die Feldherrn sang, welche unläugst eine Niederlage von den Persern erlitten hatten. Die älteren Gäste wurden darüber sehr ungehalten, Alexander dagegen hörte mit seinen nächsten Freunden ganz vergnügt zu und verlangte die Fortsetzung.

Clitus, bereits berauscht, zeigte den größten Unwillen. „Es wäre nicht sein,“ erklärte er, „wenn Macedonier in einem Kreise von Freunden und Feinden verhöhnt würden, Macedonier, die weit besser seien, als ihre Spötter, wenn sie auch Unglück gehabt hätten!“ Alexander erwiderte, „daß Clitus als sein eigener Anwalt rede, wenn er die

Der naturwissenschaftliche Beobachter.

Es war im Jahre 1792, das wurde im Kalkschiefer von Deinigen am Rhein ein versteinertes Gerippe gefunden, das sich in der Paläontologie (Lehre von den Versteinerungen) immer ein unvergängliches Andenken, freilich humoristischer Art, bewahren wird. Der Züricher Professor Andreas Schenker, ein gar frommer Herr, der aufrichtig bemüht war, naturwissenschaftliche Erkenntnisse mit der Bibel in Einklang zu bringen, beschrieb das Skelet, von dem nur Brusttheile vorhanden waren, als ein menschliches: Homo diluvii testis, menschlicher Jenge der Sündfluth. Es war offenbar einer jener unglücklichen, die zu Noahs Zeiten im Wasser elend hatten erlaufen müssen. Diese Entdeckung erregte ungeheures Aufsehen. Der Diatomus Miller widmet „dem Denkmal jenes verfluchten Menschengeschlechtes“ folgenden schönen Vers: „Betrübtes Veingerüst von einem armen Sünder, Erweid das heinern Herz der neuen Boshheitsfinder.“ Der berühmte Cuvier erst hat festgestellt, daß dieser vermeintliche arme Sünder ein Riesensalamander, Salamandra gigantea, war, die Versteinernung, die später in anderen Gegenden noch vollständiger gefunden wurde, heißt Andrias Schenkeri.

Daß wir auch heute nicht vor ähnlichen Verwechslungen sicher sind, lehren Versuche von D. Fuchs, deren Ergebnisse der Forscher der Wiener Akademie vorgelegt hat. Es ist ihm gelungen, auf mechanischem Wege einige Gebilde herzustellen, welche bisher als Fossilien angesehen wurden. Durch Blasen aus einer feinen Röhre in weichen Ton wurde eine Reihe verschiedener Bildungen

erzeugt, welche bis jetzt als Versteinerungen galten. Neshlich entstehen durch Tropfen und Ziehen einer zähflüssigen Substanz die mannigfachsten zierlichen, wurmartigen Körper, und durch Niederstinken eines derartigen Körpers in eine andere zähflüssige Substanz andere Bildungen. In der Natur finden thatsächlich ähnliche Vorgänge statt, wie sie Fuchs künstlich erzeugt hat, und diese werden dann zur Entstehung von Formen führen, welche als vermeintliche Versteinerungen aufgefunden werden. Das Athmen gewisser Thiere, der Wasserfotom, das Laichen der Thiere erzeugt unter gewissen Bedingungen ähnliche Wirkungen wie das Blasen durch eine feine Röhre. Die Laiche vieler Thiere bestehen aus langen Gallertschuüren, welche sich beim Niederstinken ganz ähnlich verhalten müssen, wie ein aus enger Oeffnung fließender Schleimsaden. Um ein bekanntes Beispiel anzuführen: Das Männchen des Lanzettfisches (Amphiosius lanceolatus), des niedersten Wirbelthieres, legt seinen Samen in eine Furche auf dem Boden, während das Weibchen hinterher seinen Laich darauf fallen läßt.

Zu Mittelalter galten alle Versteinerungen für Spiele der Natur. Heute muß sich die Wissenschaft vor dem anderen Extrem hüten. Nicht jede eigenthümliche Gesteinsbildung ist eine Versteinerung. Also Vorsicht in ihrer Deutung!

Alexander v. Hemptinne hat die chemische Wirkung der Röntgenstrahlen untersucht. Er fand, daß sie nur sehr gering sind im Vergleich zu den Lichtstrahlen, wie sie uns die Sonne sendet.

Wenn bei Diphtherie ein Luströhrenschnitt gemacht werden muß, so tritt es sehr häufig ein, daß das in der knorpeligen Luströhre entstandene Loch unvollkommen oder garnicht zuheilt. In der Bergmannschen Klinik (Berlin) ist jetzt der wohlgelungene Versuch gemacht worden, den Substanzverlust am Knorpel dadurch zu ersetzen, daß man ein Scheibchen des benachbarten Kehlkopfknorpels, an dem man die Haut daran ließ, über die offene Stelle so nähte, daß das Stückchen Oberhaut dem Inneren der Luströhre zugewendet war. Bei dem Patienten der Bergmannschen Klinik gelang die Heilung vorzüglich. Stappocrates.

—: Gedanken splitter. —

Es mag wohl sehr zahnkling sein, den Schurken und Hybristen (Uebermüthigen) aus dem Wege zu gehen, aber es ist männlich besser, sie rechtlich aus dem Wege zu schaffen, wo sie Unfug machen.

~: Räthsel-Ecke. ~

Umänderungs-Aufgabe.

Tante — Alsen — Dichter — Seine — Enkel — Garbe — Wiener — Ader — Hebel — Aßen — Hofe — Prater — Elten — Tadel — Bafe — Wiese — Alba — Kolon — Morgen.

Die Anfangsbuchstaben vorstehender Worte sind durch andere zu ersetzen, so daß dann die richtige Zusammenfegung derselben ein für die Arbeiterbewegung hochbedeutendes Ereigniß der letzten Tage ergibt.

Auflösung des Räthfels in Nr. 7:

Leinen, Leisten, leiten, Leinen, Leiden, Leihen, Leichen, Leisten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Edgar Steiger, Leipzig, Ostfr. 14, richten.